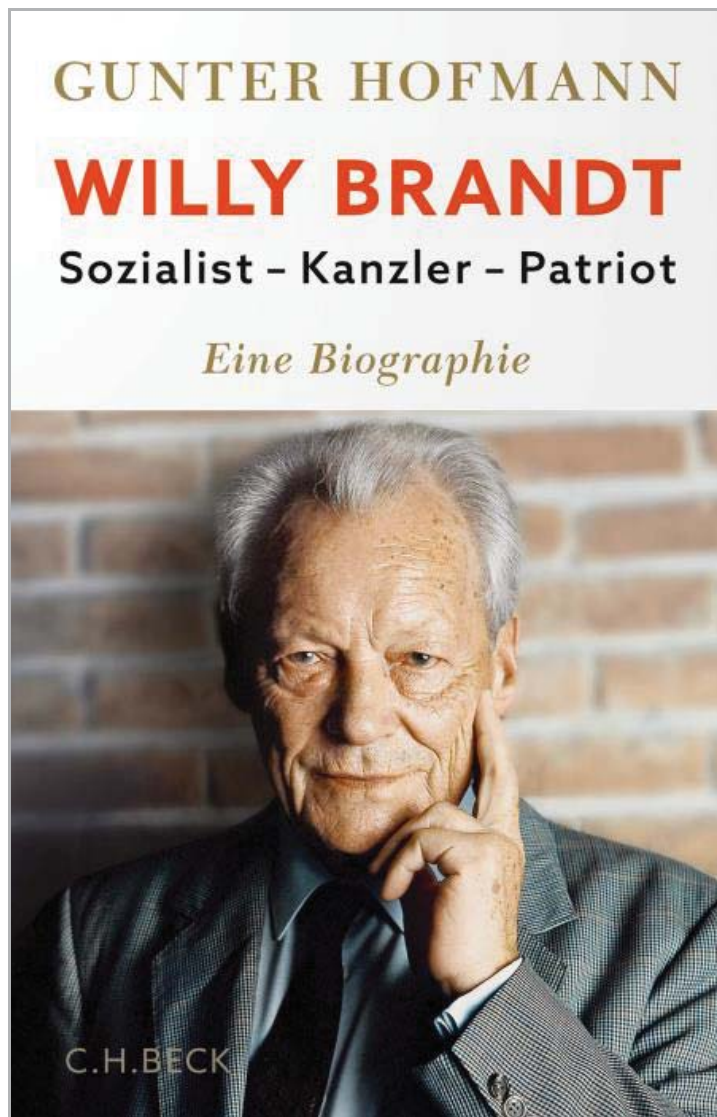


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Gunter Hofmann**  
**Willy Brandt**  
Sozialist – Kanzler – Patriot

2023. 517 S., mit 35 Abbildungen  
ISBN 978-3-406-79875-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/34606555>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Gunter Hofmann

*Willy Brandt*

Sozialist, Kanzler, Patriot

C.H.Beck

Mit 35 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Willy Brandt 1990 © Kurt Reichenbach/RDB/ullstein bild  
via Getty Images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79875 7



klimaneutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

*Für*  
*Lars, David, Benjamin*

*«Wir ließen uns nicht ins Ungeheuerliche verstricken, doch im Laufe weniger Jahre wurde mir immer klarer, dass man auch als deutscher Antinazi keinen Grund hatte, sich auf ein hohes Ross zu setzen.»*

Willy Brandt 1982

*«Nicht notwendigerweise hat es so kommen müssen, wie es 1933 und 1939 gekommen ist. Nicht erst in lebensgefährlichen Schriften des Untergrunds, nein, schon in Aufrufen aus der Zeit der zu Ende gehenden Weimarer Republik war gewarnt worden, dass Hitler Krieg bedeute. Mit dieser Einsicht bin ich politisch erwachsen geworden ... Eine selbstkritische Frage drängt sich mir auch hier auf. Wenn man die Warnung vor dem, wohin die NS-Herrschaft führen werde, buchstäblich und ganz ernst genommen hätte, wären dann nicht viel größere Risiken angemessen gewesen, um das nationale und europäische Unheil abwenden zu helfen? Auch als klar war, dass Hitlers Krieg nur noch zu verlieren war, hätte sich beträchtliche menschliche und materielle Substanz vor der Vernichtung bewahren lassen. Die große Lehre jener Zeit lautet: Wo die Freiheit nicht beizeiten mit großem Einsatz verteidigt wird, ist sie nur um den Preis schrecklich hoher Opfer zurückzugewinnen. Ein mündiges Volk darf die Macht nicht in die Hände von Verrückten und Verbrechern fallen lassen ...»*

Willy Brandt 1989<sup>1</sup>

## Inhalt

Vorwort 11

- I. «Unbehaust» 19
- II. «Wo sind die Mühsam-Alleen, die Heinrich-Mann-Plätze?»  
*Julius Leber und Adam von Trott* 29
- III. «Links und frei»  
*Radikal und auf der richtigen Seite* 55
- IV. «Unsägliche Schande legte sich über den deutschen Namen.  
Ich ahnte, dass uns diese Schande lange nicht verlassen  
würde»  
*Ex patria* 89
- V. «Verbrecher und andere Deutsche»  
*Wieder ein Anfang* 115
- VI. «Mein Weg nach Berlin»  
*Ein «Norweger» wird repatriiert* 139
- VII. «Und was essen Fortschritt? Bisschen schneller sein als die  
Schnecke»  
*Zum Beispiel Günter Grass* 189

- VIII. «Wandel durch Annäherung» 225
- IX. Der andere «andere Deutsche»: Herbert Wehner 291
- X. Der «Vaterlandsverräter» als Patriot 349
- XI. «Die Generation, auf die wir gewartet haben»  
1968 385
- XII. «Lebensläufe lassen sich nicht auf Flaschen ziehen»  
*Frei und links* 421
- XIII. Flaschenpost: Ostpolitik 429
- XIV. Der ewige Dissident 457
- Anmerkungen 483  
Bildnachweis 507  
Personenregister 509

## Vorwort

Als dieses Buch begonnen wurde, war an einen Einfall russischer Truppen in die Ukraine und einen imperialistischen Krieg zur Rückeroberung des Besitzstandes aus sowjetischen Zeiten nicht zu denken. Die Zeit schien gekommen, die Ostpolitik der 70er Jahre zu historisieren. Uneingeschränkt galt das auch für den Mann, der sie angestoßen und Mehrheiten für sie erstritten hatte. Jahrzehntlang schieden sich die Geister an Willy Brandt. Es ist nicht übertrieben zu sagen, sein Bild als «anderer Deutscher» hatte sich seit dem Kniefall in Warschau 1970 weltweit eingraviert. Es wirkte nach. Heimlich revisionistische Absichten werden der Republik in der Regel nicht mehr unterstellt, wenn doch, wie in Warschau, dann eher zu innenpolitischen Zwecken – und es verhält.

Was genau Brandts Vermächtnis ist, steht unvermittelt neu zur Debatte, manche Kritik geht so weit, diese Politik für den Anfang jener «naiven» Annäherung an die (damalige) Sowjetunion zu erklären, die Wladimir Putin zu seinem Feldzug geradezu ermunterte. Schon bei der Ostpolitik handelte es sich demzufolge um Appeasement.

Wie die Einwände von heute denen von damals zu Anfang der siebziger Jahre gleichen, voller Empörung über fehlenden Kampfsgeist und Feigheit, über die pazifistische Nachkriegsmentalität. In der *FAZ* wurde Jürgen Habermas als intellektueller Wortführer ausgemacht, der die Bundesrepublik mit historisch-moralischen Argumenten seit jeher auf die falschen Gleise schob, im Konflikt um die



«Nachrüstung» habe endgültig Willy Brandt mit seinen entspannungspolitischen Illusionen gegen den Realisten Helmut Schmidt obliegt.<sup>1</sup> Als «Reise zum Mars» beschrieb der *Spiegel*, der einst zu den vehementen Befürwortern von Brandts Ostpolitik zählte, die Geschichte der Bundesrepublik. Seit dem Machtwechsel im September 1969 und dem Beginn der Entspannungspolitik träumten die Deutschen von ewigen Friedenszeiten, was sich bis heute perpetuiert, Willy Brandt sei dabei der «romantische Held dieser postheroischen Zeit» geworden.<sup>2</sup>

Es geht hier nicht darum, die deutsche Russlandpolitik seit 1970 nachzuverfolgen. Vielmehr soll reflektiert werden, was Willy Brandt anleitete während seiner Kanzlerschaft und danach, aber auch, was er als seine Erbschaft betrachtet und verteidigt haben würde.

Schon in der erbitterten Debatte Anfang der siebziger Jahre wurden die Ostverträge mit «Rapallo» verglichen, dem Vertrag von 1922 zwischen der Weimarer Republik und Sowjetrußland, oder auch mit dem Münchner Abkommen 1938, Chamberlains Entschluss, Hitler im Konflikt um die Tschechoslowakei entgegenzukommen, um einen großen Krieg doch noch zu verhindern. Heute klingt es ähnlich, die Geister scheiden sich wieder an Brandt. Die Frage, was würde Brandt dazu sagen, klingt dreißig Jahre nach seinem Tod merkwürdig aktuell. Was hätte er zu dem Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 gesagt? Was dazu, dass Amerika, das ihm so viel bedeutete, den demokratieunverträglichen Donald Trump zum Präsidenten erwählte? Würde er heute noch festhalten an dem Traum seiner Jugend, den Vereinigten Staaten von Europa, wovon er erstmals schon 1940 sprach? Wie soll man verfahren mit den Nationalkonservativen Polens, wenn sie Brüssel als «neues Moskau» anprangern, wie mit den Apologeten einer «illiberalen Demokratie» in Budapest?

Die Antworten auf solche Fragen können sehr unterschiedlich ausfallen, je nachdem, wer welchen Brandt vor Augen hat. Hier geht es, zugegeben, um «meinen Brandt». Wie ich ihn erlebt habe als Journalist und wie er sich aus heutiger Sicht ausnimmt. Aus meiner Sicht jedenfalls gehörte er nach der Rückkehr aus dem Exil in Norwegen sehr rasch zu den Stimmen, die man heraushörte in der jun-

*Mit seiner Polaroid-Kamera schafft Andy Warhol 1976, zwei Jahre nach dem Rücktritt des Kanzlers, die fotografische Vorlage für 26 Multiples, Siebdrucke, mit denen er den weltweit geschätzten Brandt wie Marilyn Monroe oder Mao Tse-tung in den Pop-Himmel erhebt.*



gen Republik, einer Halbnation, die ihre Identität noch suchte. Eine solche Stimme mit Autorität ist er unbestreitbar geblieben. Wie immer man ihn sieht, die Antworten, die er suchte und gab, die Autorität, die er gewann, leiteten sich ab aus seinem Leben, dessentwegen er aber auch oft mit Ressentiments verfolgt wurde. Um diese Spur geht es mir insbesondere.

Quelle dieses Buches ist vor allem Willy Brandt, also was er über sich sagte und was er notierte. Quelle ist aber auch, was über ihn gesagt, gedacht, geschrieben worden ist und welches Bild Zeitgenossen wie Günter Grass, Heinrich Böll oder Alexander Mitscherlich von ihm zeichneten. Er spiegelte sich in uns, wir in ihm. Jeder hatte seinen Brandt vor Augen. Unbeteiligt ließ er nicht. Dem ganzen Brandt suchte Andy Warhol auf seine Weise gerecht zu werden, als er 1976 in Bonn mit der Polaroidkamera 26 Fotos von dem Ex-Kanzler machte, die er in Siebdrucke umwandelte. Jedes der Multiples (84 × 59), mit Zigaretten spitze, präsentierte zugleich einen jeweils anderen Brandt. Warhol hob den deutschen Politiker, mit dem sich «mehr Demokratie wagen», der «Kniefall» und (im Ausland) auch das Wort vom «anderen Deutschen» verband, damit für alle Zeiten

in den Pop-Himmel, auf eine Ebene mit Mao Tse-tung oder Marilyn Monroe.

So defensiv und zurückhaltend er auch auf Ressentiments und Diffamierungen wegen seiner Lebensgeschichte reagierte, mir scheint, man muss seine zahlreichen Bücher (oder auch Reden und Essays) als Antwort verstehen, insgeheim setzte er sich damit zur Wehr. Ihn quälte selbst die Frage, warum er es sich so schwergemacht habe, wenn ihm Ressentiments wegen seiner Herkunft und seiner zwölf Jahre in Norwegen und Schweden entgegenschlugen. Anhören musste er sich, dass ein Vaterlandsloser, der Norwegen als neue Heimat empfand, kein wahrer Patriot sein sollte. Emigranten galten als «Deserteure». «Verrat» oder «Verzicht», das blieb die Grundmelodie der Gegner über weite Strecken seines Lebens seit der Rückkehr aus Oslo 1946, dagegen musste er sich verteidigen und behaupten, obwohl er sich lieber bedeckt gehalten hätte. Zur Ausnahmefigur machte ihn allein schon dieser Lebenslauf, wie ich meine, aus dem sich die Ostpolitik gleichsam zwangsläufig ergab. Nach seiner Lesart setzte die Ostpolitik nur die Kontinuität der Westpolitik fort. Mir scheint, dass es sich auf paradoxe Weise dennoch um eine radikale Zäsur handelte, die Republik definierte sich neu. Auch um diese Spur geht es.

Im Jahr 1974 übernahm der Kanzler die Verantwortung, nachdem Kanzleramtsmitarbeiter Günter Guillaume als DDR-Agent enttarnt worden war, er trat zurück. In späteren Jahren machte Brandt Herbert Wehner dafür verantwortlich, gegen ihn intrigiert und seinen Rücktritt betrieben zu haben. Auch diese Spur verfolgt das Buch, Wehner war der andere «andere Deutsche». Brandt schien an ihn gefesselt zu sein und wollte sich emanzipieren, sie scheiterten aneinander. Helmut Schmidt, mit dem ihn ein kompliziertes Verhältnis verband, folgte ihm nach als Regierungschef. Brandt behielt den Vorsitz seiner Partei. Schmidt hatte sich als Soldat zur Wehrmacht gemeldet und am Krieg teilgenommen, einer von neunzehn Millionen, er verkörperte die Mehrheitsdeutschen. Wenigstens mit ihm musste das Bündnis gelingen, daran orientierte sich Brandt an der Spitze der SPD, also die Versöhnung von Mehrheits- und Minderheitsdeutschen

wie ihm. Der Streit um die Nachrüstung wurde zur großen Zerreißprobe, aber beide verhinderten einen endgültigen Bruch. 1982 löste der Christdemokrat Helmut Kohl den Sozialdemokraten Helmut Schmidt im Kanzleramt ab. *Links und frei* betitelte Brandt die Erinnerungen an seine Jugendjahre, in denen er nun endlich ausführlich erwiderte auf die Vorwürfe, links und frei fühlte er sich jetzt auch. Ein radikales Moment bewahrte er sich, seinen Respekt vor Rosa Luxemburg verbarg er nicht. Seine Reputation, weltweit, schmälerte das alles nicht, ganz im Gegenteil.

So beseelt er vom Mauerfall 1989 war, unterstellt wurde ihm, er habe die Einheit nicht gewollt. Aber die Sache war komplizierter. Erwartet hat er ein Ende der Spaltung noch im Sommer 1989 wohl nicht, obgleich ihn die unruhigen jungen Leute in der DDR, in Warschau oder in Prag elektrisierten. Aber das heißt nicht, er habe es nicht gewünscht.

In wenigen Zeilen seines Buches *Andenken* komprimierte Lars Brandt den Werdegang des Vaters, den er schlicht «V» nennt, folgendermaßen: «Um sich vor den Nazis in Sicherheit zu bringen, die eben an die Macht gekommen waren, floh Herbert, neunzehnjährig, nach Norwegen. Machte sich mit der Zeit als Willy Brandt einen Namen in politischen Kreisen, in der skandinavischen Sozialdemokratie und der Opposition gegen Hitler. Er zeichnete Artikel und Bücher mit ihm. Als er ins zerstörte Deutschland zurückkehrte, stand V. zu seiner Identität. Zog sich nicht wieder eine Vorgeschichte über, aus der er herausgewachsen war. Insoweit gab es nichts an seinem Lebensweg, was einen besonders hätte verwirren müssen.» Überflüssigerweise habe V., wie Lars fortfuhr, selber Geschmack daran gefunden, das Bild von sich zu verwirren. Manches habe er ins Halbdunkel gehüllt, das eigentlich kein Geheimnis brauchte. «Wollte man von ihm mehr über seine Person hören, physische und geistige Erfahrungen mitgeteilt bekommen, wurde er einsilbig. V. gab sich nicht die geringste Mühe, die Unschärfe, in der sich seine Herkunft und die Konstituenten seiner Seele verloren, wegzuwischen – im Gegenteil. Sorgsam war er darauf bedacht, sich das, was er wohl als ihre Aura empfand, zu bewahren.»<sup>3</sup> Man wird also die Unschärfen

und das Verwirrende schwerlich auflösen oder wegwischen dürfen, so verstehe ich das. Gerne schwiegen sie sich beim gemeinsamen Angeln an, erinnerte Lars sich, was sich unter der Wasseroberfläche abspielte, habe sich allenfalls erahnen lassen, wortlos verstanden sie sich.

*Mein Weg nach Berlin, Erinnerungen, Links und frei*, ich lese ein ums andere Mal all jene Selbsterkundungen, die Willy Brandt verfasst, die Interviews über sein Leben, die er geführt hat, oder die Biografien über ihn, ich erinnere mich an Gespräche mit ihm, auf der Suche nach «Willy Brandt». Kennengelernt habe ich Willy Brandt früh als junger Korrespondent für die *ZEIT*. Aber kannte ich ihn? Wer war Brandt? Andy Warhols viele Konterfeis enthalten eine Antwort darauf, Lars Brandts Metaphern auch. Lübeck, Oslo, Stockholm, Berlin oder Bonn, dramatischer als bei ihm kann man sich die Zäsuren zwischen den Stationen kaum vorstellen. Mehr als einmal musste Willy Brandt, als Herbert Frahm geboren, sich neu erschaffen. So viele Abschiede, so viele Anfänge, mehr als genug für ein Leben.

Gegen Ende seines Lebens wurde er auf ein Podest gestellt, das ihn entrückte: Der Lübecker Junge, der Linke, der Anarchosozialist, dessen Traum von der deutschen Einheit 1989 mit dem Mauerfall überraschend wahr wurde, unversehens galt er als Patriot, den man den «vaterlandslosen Gesellen» und Einheits skeptikern als leuchtendes Beispiel vorhielt. «Verräter» waren jetzt andere. Er schwieg dazu.

Man werde mit der Zeit zum «Kollektivwesen», oft wisse man nicht mehr genau, was man selber gedacht oder was man übernommen habe von anderen, bekannte er 1987 beim Abschied von der Spitze seiner Partei. Mal sei er links, mal rechts, dann wieder links gewesen, spottete er über sich. Ja, vieles konnte man auf ihn projizieren, auch das war erlaubt, er hatte nichts dagegen.

Die letzte Biographie über ihn verfasste Peter Merseburger, *Visionär und Realist*, ein imponierendes Mammutwerk nicht zuletzt über die fernen Exiljahre, das 2002 erschien. Damals regierte Rot/Grün, das Team Gerhard Schröder und Joschka Fischer, jene «außerparlamentarische» Generation, die in den Brandt-Jahren langsam hinein-

wuchs in die etablierte Politikwelt. Wenn Brandt heute in anderem Licht erscheint, dann, weil man noch klarer zu erkennen meint, gemeinsam mit einigen Weggefährten habe er trotz aller Idiosynkrasien schon in den siebziger Jahren zu denjenigen gehört, die viele der gegenwärtigen Herausforderungen – die Zukunft der Lebenswelt, die Ungleichheiten zwischen Nord und Süd, Überrüstung, Hunger, Migration – verblüffend früh gesehen haben. Aber es blieb vieles stecken über Jahrzehnte. Unversehens steht es neu auf der Tagesordnung. Vor allem aber: Selbst wenn das Wort von der «Implosion der Russlandverständigungspolitik» in einem *Spiegel*-Essay vielleicht zugespitzt war,<sup>4</sup> falsch war es nicht, auch Brandts wahres Vermächtnis steht seit dem Ukrainekrieg neu zur Debatte, die Ostpolitik. War sie die Ursünde und der Anfang aller Illusionen?

Bei aller Reputation heute – für viele Zeitgenossen war er insbesondere wegen dieser Politik gegenüber Moskau, Warschau oder Prag mal Held, mal Schurke, er polarisierte, 1972 ging die junge Protestgeneration für ihn auf die Straße, und die Gewerkschaften konnten mühelos Zehntausende in den Großbetrieben zu Kundgebungen für ihn aufrufen. Im Wege eines konstruktiven Misstrauensvotums sollte er abgelöst werden. Abgeordnete aus den Reihen der sozialliberalen Koalition wechselten die Seiten, sie galten als Verräter. Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen lief die Opposition Sturm gegen die Ostverträge, zielte aber vor allem auf ihn als Person. Es ging um die Macht am Rhein. Die Republik bebte. Rainer Barzel verlor, Brandt blieb Kanzler. Die Verträge wurden gerettet, das Kunststück war geglückt, aus einer befehdeten Minderheitspolitik eine Mehrheitspolitik zu machen, Brandt stand auf dem Zenit. Wenige Monate später erklärten die Leitartikler der Republik ihn unisono für führungsschwach, matt und erledigt, Herbert Wehner orakelte, der Regierung fehle ein Kopf, das alte Brandt-Bild, die bekannten Aversionen hatten ihn wieder ereilt. Keinem Kanzler widerfuhr es in so kurzen Zyklen ähnlich. Lagen diese Umschwünge und dieses Volatile an Brandt oder nicht doch in erster Linie an uns? Willy Brandt also und wir: Soziologen würden es wohl ein sehr spezifisches Resonanzverhältnis nennen.

Seinen Platz in der Geschichte der Republik hat sich der Mann,

der so polarisierte, längst schon erobert. Wenn dennoch bis heute Ressentiments latent abrufbar bleiben, dann, weil er eine Ausnahme von der Regel darstellt, weil er ein Minderheitsdeutscher war, der Mehrheiten erobern wollte für die Politik eines «anderen Deutschlands». Um diese Flaschenpost, die vom Selbstverständnis der Republik handelt, geht es, wenn wir heute von Brandt sprechen.

Dreißig Jahre liegt sein Staatsbegräbnis zurück, am 17. Oktober 1992 wurde er am Zehlendorfer Waldfriedhof in Berlin bestattet, gleich neben Ernst Reuter. Einzig sein Name, «Willy Brandt», ist eingraviert auf dem Findling aus Granit.

# I

## «Unbehaust»

«*War ich das?*»

«*Es ist schwer für mich zu glauben*», notierte Willy Brandt im Jahr 1960, «*dass der Knabe Herbert Frahm ich selber war.*» Mit nur 47 Jahren, früh für eine Autobiographie, brachte er seinerzeit erstmals sein Leben zu Papier, wie er es sah. Drei Jahre zuvor war er zum Nachfolger Otto Suhrs als Regierender Bürgermeister Berlins gewählt worden. Er staunte über sich.

Geradezu seufzen hört man ihn beim Schreiben, wenn er sich zwingt, korrekt ein paar dürre Fakten über den fremden Jungen festzuhalten. Herbert Ernst Karl Frahm: geboren am 18. Dezember 1913, unter diesem Namen eingetragen ins Geburtsregister der Hansestadt Lübeck. Sehr jung war die Mutter noch bei seiner Geburt, eine «tüchtige kleine Verkäuferin» im Konsumverein. Und dann fuhr er fort in der dritten Person über sich, knapp, unwirsch, als wolle er Rückfragen unterbinden: «*Den Vater hat er nie gekannt, er wusste nicht einmal, wer er war. Und wollte es auch nie wissen. Er trug den Namen der Mutter, vom Vater wurde daheim nie gesprochen.*» Daheim, das meinte eine bescheidene Arbeiterwohnung, aber da die Mutter Geld verdienen musste, kam Herbert tagsüber in die Obhut einer anderen Frau. Mit vier oder fünf zog ein Mann ein im «verdrehten Soldatenmantel», den er Papa nannte, nun lebten sie zu dritt zusammen. Aber nicht lange, «Papa» – in Wirklichkeit der ver-





*Großvater Ludwig Frahm, den Herbert (später Willy) «Papa» nennt. Sozialismus war ihm «eine Art Religion». (Aufnahme ca. 1900)*

witwete Großvater – heiratete wieder, Herbert zog zu ihm, die Mutter rückte noch weiter weg, er sah sie höchstens ein- oder zweimal wöchentlich. Politisch ging es zu Hause zu, das vergaß er nicht: *«Sozialismus war dem Großvater mehr als ein politisches Programm, es war ihm eine Art Religion. Sie würde alle Menschen zu Brüdern machen, alle Ungleichheiten aus der Welt zu schaffen, sogar das Geld würde verschwinden. Herbert wurde nie müde, diesen Prophezeiungen zu lauschen ...»* Unbehaust fühlte er sich oder als unbehaust beschrieb er jenen Jungen, der er gewesen sein sollte. Das Wort könnte präziser kaum sein.

Kaum hatte er angefangen mit den persönlichen Erinnerungen an die Fragmente seiner Familie und seines Zuhauses, sprang er aber schon mitten hinein in die große Politik, als gebe ihm das den erwünschten Halt, die vermisste Geborgenheit. Dafür musste er selber sorgen, es war eben so. Mit keinem Wort lamentierte er. *«Es waren*

*Als eine «tüchtige  
kleine Verkäuferin»  
im Konsumverein wird  
Brandt später seine  
Mutter, Martha Frahm,  
beschreiben. Auch sie  
ist politisch hellwach.  
Geborgenheit sucht  
er anderswo.  
(Aufnahme ca. 1930)*



*turbulente Jahre. Es hieß, die sozialdemokratischen Arbeiter waren an der Macht – aber hatten sie die Macht? Ihr Führer Ebert stand an der Spitze der Republik – aber meistens geschah, was die anderen Parteien wollten ... 1920 zerbrach der reaktionäre Kapp-Putsch in Berlin am Generalstreik der Gewerkschaften. 1921 putschten die Kommunisten. 1922, nach der Ermordung von Walther Rathenau, strömten die Arbeiter voller Empörung zu mächtigen Demonstrationen zusammen ... 1923 trieb die Inflation ihrem gespenstischen Höhepunkt zu ...» Zu den spärlichen Bruchstücken aus dem Fami-*



*Mit vierzehn Jahren wird Herbert – ein guter Schüler – ins renommierte Reform-Gymnasium Johanneum aufgenommen, das Schulgeld wird ihm erlassen. Geschichte interessiert ihn besonders. Aber noch mehr liegt ihm am Herzen: Für den Lübecker Volksboten kann er politische Texte verfassen, erste journalistische Fingerübungen. Brav klingen sie nicht.  
(Aufnahme 1930)*

lienleben, die man erfährt, gehört, dass Herbert mit dreizehn Jahren, da seine Leistungen gut waren, der Eintritt in eine Realschule ermöglicht wurde. Das Schulgeld wurde ihm erlassen. Ein Jahr später wechselte er auf das Johanneum, ein Reformrealgymnasium. Um diese Zeit, Herbert war also vierzehn, heiratete die Mutter einen Maurerpolier, Mecklenburger und Sozialdemokrat wie der Großvater, den Herbert «Onkel» nannte. Zu dieser Zeit fing er erstmals den Namen eines Mannes auf – «ohne sich ihn zu merken» –, der sein Vater gewesen sein sollte.<sup>1</sup>

Als Erwachsener, der genau weiß, was er tut, präsentierte er sich hingegen bereits mit dem ersten Satz in den *Erinnerungen* aus dem Jahr 1989: Es war kein schwerer Abschied, als er im April 1933 Lübeck verließ, «*ich musste weg, wenn ich nicht Leib und Leben riskieren wollte, und den Blick nach draußen wenden*». Im gleichen Atemzug warf er sich vor, sich später gegen die «*Nachrede*» über

seine Herkunft, die ihn ein *«langes politisches Leben lang»* verfolgte, nicht energisch gewehrt zu haben, aus Rücksichtnahme auf die *«Stimmung der Landsleute»*. *«Warum habe ich es mir so lange so schwer gemacht?»* Es gab doch auch andere Lübecker Arbeiterkinder, antwortete er sich, die ihren Vater nicht kannten und den mütterlichen Namen trugen. Warum er nicht zurückschlug, fragte er sich jetzt, drei Jahre vor seinem Tod, warum er die *«banale Personalie»* nicht auf den Tisch legte, als Adenauer einen *«halben Wahlkampf»* mit seiner Herkunft bestritt und ihn am Tag nach dem Mauerbau (!) als *«alias Frahm»* titulierte. Sogar noch mit solchen selbstkritischen Fragen zog er, wie mir scheint, einen Paravent vor, damit andere nicht bohrten in der Wunde.

Hemmungen, die das Private betrafen, plagten ihn selbst im engsten Familienkreis. Da der Vater *«so offenkundig nichts von mir wissen wollte»*, habe er es später nicht für angezeigt gehalten, die väterliche Spur zu verfolgen. Gefragt habe er die Mutter erst, brieflich vorsichtshalber, variierte er nun seine Darstellung, als er dreißig Jahre alt war und wiedereingebürgert werden wollte. Ihm blieb keine Ausflucht, keine Ausrede mehr. Einen Zettel schickte sie zurück, auf dem der väterliche Name vermerkt war – John Möller aus Hamburg, stand darauf zu lesen.<sup>2</sup> Ein Buchhalter von Beruf, im Ersten Weltkrieg verwundet, 1958 in Hamburg verstorben. Mehr wollte er dazu nicht sagen.

Etwas auskunftsfreudiger schilderte er bei der Gelegenheit nur, der Großvater Ludwig Frahm, sein *«Papa»*, sei 1875 zur Welt gekommen. Noch in seinem Reifezeugnis tauchte er dann als *«Vater»* auf. Sein Onkel Ernst, ein Bruder seiner Mutter, habe das *«familiäre Chaos vollkommen»* gemacht und ihm zu verstehen gegeben, dass Ludwig Frahm gar nicht der leibliche Vater seiner Mutter gewesen sei. Und dann: *«Im alten Mecklenburg – meine Mutter wurde 1894 geboren – wäre es nicht das erstemal gewesen, dass eine Landarbeiterin dem gutsherrlichen Recht der ersten Nacht zu gehorchen hatte; in diesem Falle wäre es die spätere Frau des Ludwig Frahm gewesen, die früh starb und die ich nicht mehr kennenlernte ...»*: Die Mutter Martha also war die (uneheliche) Tochter des Gutsherren. Noch verwirrender erscheint dieses Chaos, wenn man bedenkt, dass Brandt nach

seiner Ankunft in Warschau am 6. Dezember 1970 während seiner Autofahrt vom Flughafen gegenüber Premierminister Józef Cyrankiewicz bekannte, seine Mutter sei polnischer Abstammung gewesen.<sup>3</sup>

Szenen aus einer untergegangenen Welt rekapitulierte der Autor, eine Welt, die ihm fern gerückt war. Auch deshalb fiel ihm das Schreiben darüber schwer. Spürbar rang er mit sich, wie er das Private in seiner Autobiographie anpacken sollte. Seltsam spröde und hölzern für einen versierten Journalisten wie ihn, der die Worte so liebte, klingen seine Formulierungen. Und wieder erlaubte sich der Autor nur ein paar pflichtschuldige Zeilen, um bald mit einem großen Satz in die politische Welt zu springen, in der er sich sicherer fühlte, behauster. Knapp raffte er eine schwierige Adoleszenz also folgendermaßen zusammen: *«In der ‹Bewegung›, wie sie sagten, hatten Großvater und Mutter ihre Heimat gefunden, hier fühlten sie sich zu Hause, hier suchten sie ihre Chance, anerkannt zu werden und sich selbst zu entfalten. Sie steckten mich, kaum dass ich laufen konnte, in die Kindergruppe des Arbeitersports, sodann in einen Arbeiter-Mandolinclub; bald bereicherte ich auch das einschlägige Bühnen- und Puppenspiel. Doch konnte einem wie mir, dem auch Entfaltungsdrang in die Wiege gelegt war, genügen, was hier zu finden war? Mein Zuhause suchte und fand ich in der Jugendbewegung, bei den Falken zuerst, dann in der SAJ, der Sozialistischen Arbeiterjugend.»* Mit fünfzehn, zitierte er sich selber mit ein paar altklugen Sätzen aus dem Lübecker *Volksboten*, es dürfe nicht vergessen werden, *«dass wir als junge Sozialisten uns vorbereiten müssen für den politischen Kampf, dass wir immer an uns arbeiten müssen, um uns zu vervollkommen, und nicht etwa unsere Zeit nur mit Tanz-, Spiel- und Singabenden ausfüllen.»* Von Kindesbeinen an habe er gelernt, dass Klassenbewusstsein, nicht Klassenhass nötig sein würde, *«wenn der Zukunftsstaat heraufziehen soll»*.<sup>4</sup> Er verbot sich Emotionen auch in der Retrospektive.

Wer aus beengten Verhältnissen kam wie er, ohne Vater, fast ohne Mutter, dem bot die Jugendbewegung – die Falken in seinem Fall – die Chance auf einen Zuhause-Ersatz. Heimabende und Zausestunden, Gesang und Volkstanz, Fahrten und Lagerfeuer, nur zu gerne

erinnerte er sich daran. Mit vierzehn Jahren wechselte er, wie es üblich war, zur SAJ, einer «sozialistischen» Mischung aus Wandervogel und Pfadfinder. 50 000 Mitglieder gehörten ihr an. Vorsitzender des Parteinachwuchses: Erich Ollenhauer, der aus einer Magdeburger Maurerfamilie stammte, später stieg er zum Parteivorsitzenden als Nachfolger Schumachers auf.

Rauchen habe als Verbrechen gegolten, erinnerte er sich, Schnaps erst recht. Blaue Hemden trugen seine Freunde und er, «nicht das stumpfe Blau der Schlosseranzüge, sondern das leuchtende der Kornblumen». Dazu ein Halstuch im Rot der Mohnblüten, kam ihm in den Sinn, Kornblumen und Mohnblüten habe es damals entlang der Landstraßen reichlich gegeben, «bevor sie die Chemie zur Rarität werden ließ». Mit fünfzehn Jahren wurde er Vorsitzender einer der Ortsgruppen der SAJ, die sich «Karl Marx» nannte. Als radikal habe man sich präsentieren und abgrenzen wollen von der «schwächlichen» oder auch «langweiligen» Mutterpartei. Schon im Sommer 1930, gerade mal sechzehn, wurde er aufgenommen in diese «langweilige» SPD, das war nicht die Regel, der junge Herbert muss aufgefallen sein mit seinem Mundwerk und wachen politischen Verstand. Ein Jahr später, blitzschnell ging das alles, wurde er bereits stellvertretender Bezirksvorsitzender der SAJ, aber da, räumte er ein, befand er sich auch schon kurz vor der «Weggabelung», die ihn weit wegführte von seiner Mutterpartei.<sup>5</sup>

Stolz war der Großvater – «einfach im Denken und stark in seinem Glauben» – auf das, was er erreichte. Als großes Ereignis betrachteten sie es alle, 1929 endlich in eine Neubauwohnung umziehen zu können, zwei Zimmer, Küche, ein kleines Bad und sogar eine Dachkammer für Herbert. Einen Wochenlohn kostete es, etwa fünfzig Mark. Er war es, der dafür sorgte, dass der Junge in eine «höhere» Schule kam. Kein Verständnis hatte der Großvater für Kritik an der SPD, sie machte doch diesen Aufstieg erst möglich. Seit 1932 schlug bei ihm Enttäuschung durch, er glaubte nicht mehr blind der Führung. Hindenburg wiederzuwählen, bloß weil es die Partei als «kleineres Übel» empfahl, brachte er nicht übers Herz, dass die sozialdemokratische Massenbewegung 1933 kampfflos abtrat, ließ ihn verzweifeln. «Zwei Jahre später nahm er sich als

schwerkranker und gebrochener Mann das Leben.»<sup>6</sup> Das war's mit dem Privatleben, folgt man dem Autor Brandt bei seiner Introspektion. Es folgt der Eintritt in die politische Arena, in der er bis zum Lebensende bleiben sollte. Das wurde zum neuen Zuhause.

Erstaunlich nüchtern – selbstkritisch, ohne sich selbst zu kasteien – konnte er sich in seinen Eigenheiten als Politiker einschätzen. Dass nach dem Mauerbau eine neue Außenpolitik nötig würde, ein großer Wurf, unterstützt von John F. Kennedy, war ihm durchaus klar. Brandt wurde sich spätestens 1963 zwar sicher, die Bundesrepublik müsse «ihren eigenen Beitrag im Konzert des Westens» spielen, aber dem Versuch, der Außenpolitik ein neues Gesicht zu geben, waren subjektive Grenzen gesetzt – *«und der Typ, der die Welt aus den Angeln heben möchte, ihr einen Weg vorschreiben will, der noch nicht geebnet ist, war ich eh nicht»*. Schnörkellos konzedierte er sogar, in seinen öffentlichen Äußerungen der offiziellen Politik der westlichen Regierungen auch dort gefolgt zu sein, wo er sie nicht für richtig hielt, die Bonner Politik habe er mit Kritik verschont, wo sie angezeigt gewesen wäre.<sup>7</sup> Auch weiterhin trumpfte er nicht auf mit seinem Lebenslauf, er passte sich einfach an. Es kostete ihn nicht einmal etwas, das auch einzugestehen.

Auch wenn er nur mit Samtpfoten auftrat, behutsam, froh, überhaupt wieder im Lande Fuß zu fassen – ohne darauf zu pochen, aber die Idee eines «anderen Deutschland» brachte er als Expatriierter aus Norwegen mit zurück. Bestandteil seines Lebensgepäcks war das. Die Aggressionen, die er auf sich zog, hingen damit zusammen. Er wiederum musste aufschreiben, woher er kam und was er wurde, schon um seinen Verleumdern zu entgegnen, aber auch zur Selbstvergewisserung. Schreiben gab ihm Halt, Worte gaben Halt.

Anpassen, ohne sich zu verlieren? Exakt darum ging es seinem Sohn Lars, als er schilderte, unter keinen Umständen sei «V» bereit gewesen, das Bild, das er von sich hatte, in Frage zu stellen. In dem wunderbaren, wie von Bleistift gezeichneten *Andenken*, von dem schon die Rede war, heißt es, ein künstlerischer Zug seines Wesens sei es gewesen, «für den er bereit war zu zahlen».<sup>8</sup> Der künstlerische Zug

seines Wesens – ein Satz, den man sich merken muss. «Hätte man diesen Menschen von seinen Widersprüchen befreien wollen», spitzt der Sohn schließlich zu, «wäre wenig von ihm übrig geblieben.»<sup>9</sup>

Nur auf den ersten Blick entrückten ihn solche Beobachtungen. Ja, Lars Brandts Vermutung, der Vater habe die eigene verworrene Familiengeschichte noch zusätzlich ins Geheimnisvolle gehüllt, dürfte die Sache treffen. Vielleicht wollte er so auch die Kontrolle über sich behalten, er schrieb, damit andere nicht über ihn schreiben konnten, was sie gerade wollten. Er erklärte und entzog sich zugleich.



## II

«Wo sind die Mühsam-Alleen, die Heinrich-Mann-Plätze?»

*Julius Leber und Adam von Trott*

Erst in seinem persönlichsten, schönsten Buch, *Links und frei*, der Autobiographie seiner Jugend aus dem Jahr 1982, schrieb Willy Brandt sich wie befreit eine Menge Ballast von der Seele. Er hatte viel zu erzählen und fand dafür seine eigene Melodie, manchmal melancholisch, nie nostalgisch. Zwölf Seiten darin widmete er einer Episode, die ich früher allenfalls oberflächlich wahrgenommen habe. Dem Kapitel gab er die lapidare Überschrift: «Leber und Trott». Welche Kombination!

Einerseits also Julius Leber, 1891 in Biesheim (Elsass) geboren, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und Chefredakteur in Lübeck, der den jungen Herbert (Frahm) schon als Schüler unter seine Fittiche nahm, ihm geduldig zuhörte und das Schreiben beibrachte – was diesen nicht hinderte, sich im Abiturienten-Überschwang zu emanzipieren von dem Übervater. Hingerichtet wurde Leber, der mutige Oppositionelle, am 5. Januar 1945 in Plötzensee. Andererseits Adam von Trott zu Solz, 1909 geboren, ein talentierter Jurist und Diplomat, der am 26. August 1944 gleichfalls in Plötzensee ermordet wurde, wenige Wochen nach dem Attentat vom 20. Juli. Als «Liebling der Götter» bewunderte ihn Marion Dönhoff, er habe zum mentalen Kern der Widerständler aus den Reihen der Offiziere gezählt, seine Kritiker verdächtigten ihn, auf beiden Schultern getra-

gen oder doch als Befürworter eines *Appeasements* an der Seite Ernst von Weizsäckers<sup>1</sup> einen Burgfrieden zwischen Hitler und den Alliierten angestrebt zu haben. Beide gelten als Schlüsselfiguren einer disparaten Opposition, von der es hieß, sie habe nie so recht zueinandergefunden: Da der aufrechte Gewerkschaftler, der früh ahnte, wer wirklich 1933 die Macht übernommen hatte und wohin das Deutschland führen werde, dort der Jurist aus hessischem Uradel, von dem es hieß, er habe bei den Reichstagswahlen 1930 die Sozialdemokraten gewählt.

Abgesehen von der Hoffnung jener Jahre, dass Deutschland sich europäisch verankere und ein Europa Wirklichkeit werde, «in dem es sich für Europäer leben lässt»<sup>2</sup> – offen räumte der Memoirenschreiber ein, die «nicht bestätigte» (!) Arbeitshypothese seiner Freunde wie auch von ihm sei es gewesen, «dass der Krieg in einen Aufstand des betrogenen Volkes (oder sogar in eine europäische Revolution mit demokratisch-sozialistischer Gesamtorientierung) münden werde». In dem Sinne, zitierte er sich selber, würden die deutschen Soldaten wohl mithelfen, ihren Gestapo- und SS-Leuten und NS-Offizieren die Rechnung aufzumachen, wenn der Tag kommt. Das würde «eine ganz neue Konstellation» schaffen, ein Deutschland, das nicht nationalistisch, aber geeint ist, unbillige Forderungen der Siegermächte ließen sich somit abwehren, den Frieden also könnten die Deutschen noch einigermaßen aushandeln.

Nichts davon sollte sich, wie man heute weiß, als realistisch erweisen.

Lange gab sich Brandt wohl dieser Illusion hin, bevor die Skepsis die Oberhand gewann, die Erlösung erwartete er nur in den letzten Kriegsjahren von außen. Und so überwältigten ihn die Gefühle, als Amerika intervenierte: «*Als ich am 6. Juni 1944 die Radiomeldungen von der Invasion der Alliierten in der Normandie hörte, trieb mir die innere Bewegung Tränen in die Augen. Ich habe nicht oft geweint. Jetzt ...*» Den Satz führte er nicht zu Ende.

Zwei Wochen später erhielt er Besuch von einem der Männer, die sich schon vor einiger Zeit entschlossen hatten, Hitler zu beseitigen, die sich aber in jenem Sommer 1944 endgültig entschieden, den

Zeitpunkt nicht länger hinauszuschieben. «*Hätten sie nur Erfolg gehabt*», grübelte Brandt dem Plan nach, «*und jedenfalls die ungeheuren Leiden der dann folgenden Monate verhindern können.*»

Allein dieser Seufzer schon ist bemerkenswert. Keinerlei Unterton klingt dabei an, nichts von Vorbehalten gegenüber dem adligen Offizierswiderstand, wie sie zunächst von rechts und später besonders von linken Historikern angemeldet wurden: weil die Männer des 20. Juli selber Eidesbrecher, Reaktionäre oder zumindest Nationalkonservative gewesen seien; weil sie sich erst zur Tat entschlossen hätten, nachdem der Krieg an der Ostfront praktisch verloren war; weil sie nur ihre Besitztümer in Ostpreußen retten wollten; oder weil es sich in Wahrheit bestenfalls um eine symbolische Geste gehandelt habe, nicht gut geplant und von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Willy Brandt dachte anders. So wie er sich auch in der Kontroverse über die Volksfront eindeutig positionierte, so hielt er es im Streit um den 20. Juli: Als Messlatte galt für ihn, ob das richtige Ziel verfolgt wurde. Welche Motive hingegen die Einzelnen zu ihrem Entschluss bewegten, ihr Leben zu riskieren und sich diesem Kampf gegen Hitler zu verschreiben, erschien ihm letztlich als zweitrangig. Auf die innere Haltung und die Tat selber kam es an. Hauptsache also, die Offiziere um Stauffenberg waren am Ende dort angekommen, wo Julius Leber und seine Freunde – Brandt zählte sich zu Recht weiter zu ihnen – schon früh standen.

Geschrieben hat der Autor Brandt dieses Kapitel, das ich hier näher betrachten möchte, im Jahr 1982, also im Abstand von 38 Jahren nach dem Attentatsversuch vom 20. Juli. Den Emissär kannte er bis dato nicht, der ihn an einem Junivormittag 1944 in seiner Wohnung in Hammarbyhöjden besuchte, seinen Landsmann Adam von Trott zu Solz. Der große, selbstsichere, kahlköpfige Mittdreißiger stellte sich mit den Worten vor: «Ich bringe Ihnen Grüße von Julius Leber. Er bittet Sie, mir zu vertrauen.»

Trott zeigte sich dabei von seiner «linken» Seite (die er tatsächlich hatte), erinnerte Brandt sich, er selbst sei zunächst misstrauisch geblieben. Gut vertraut zeigte er sich mit Paul Tillichs Schriften, hatte SPD gewählt, ohne sich ganz mit ihr zu identifizieren, wirkte ernst und lebensfroh, eine Mischung, die Brandt zunehmend gefiel. Wohl-



*Adam von Trott zu Solz, hingerichtet 1944 in Plötzensee: Kurz vor dem Attentat vom 20. Juli sucht der Jurist und Diplomat überraschend den deutschen Exilanten Willy Brandt in Schweden auf. Die beiden kommen aus unterschiedlichen Welten, aber verstehen sich. An seiner Hochachtung auch für den militärischen Widerstand sollte Brandt nie mehr Zweifel aufkommen lassen. (Aufnahme vermutlich 1944)*

weislich fielen die Namen Stauffenbergs, Goerdelers oder Helmuth James von Moltkes (der bereits im Gefängnis saß) nicht. «Ergänzt» hat der Besucher sein Bild von den politischen und militärischen Persönlichkeiten, formulierte Brandt vorsichtig, *«die über alle Unterschiede hinweg die Überzeugung teilten, dass der deutschen Schande und dem europäischen Elend ein Ende bereitet werden müsste»*.

Gerne hätte man an der Stelle genauer erfahren, wie informiert er damals bereits war über die Verschwörer um Stauffenberg, Tresckow und Moltke, Brandt ließ das aber offen.

Erstaunlich sicher gefühlt hat sich ganz offenkundig von vornherein Adam von Trott zu Solz bei dem deutschen Journalisten, denn immerhin gab er ihm zu verstehen, für die nächsten Wochen sei die Beseitigung Hitlers geplant. Seiner Darstellung zufolge stand die Struktur einer neuen Regierung fest, es sei aber noch eine «fortschrittliche Korrektur» möglich, ja, aus seiner (Trotts) Sicht wünschenswert: Auf Julius Leber nämlich könne eine noch wichtigere Aufgabe zukommen als die des Innenministers. Brandt erinnerte daran, im Kreis der Verschwörer sei im Frühsommer tatsächlich erwogen worden, Julius Leber oder Wilhelm Leuschner an Stelle des

«deutschnationalen» Goerdeler an die Spitze einer Regierung in der Ära nach Hitler zu setzen.

Stauffenberg und Leber – Brandt war klar, dass sie üblicherweise nicht zusammen gedacht wurden, gleichwohl wollte er klären, was sie nach seiner Meinung verband. Der eine hatte sich als junger Leutnant für die «nationale Bewegung» begeistert und dabei aus seinem Antibolschewismus keinen Hehl gemacht, der andere hatte den Kommunisten in der politischen Auseinandersetzung bis 1933 nichts geschenkt. Beide beharrten bis an ihr Ende auf der Ablehnung all dessen, was mit Stalins Herrschaft und kommunistischen Machtansprüchen zu tun hatte. Aber beide waren sich auch einig in einem sich steigernden Widerwillen gegen die deutschnationale und restaurative Orientierung einer Anzahl ihrer Mitverschworenen.

Erst nachträglich jedenfalls scheint Brandt erfahren zu haben, dass sein Überraschungsbesucher nach der Verhaftung Moltkes zum außenpolitischen Berater Stauffenbergs aufgerückt war. Allerdings erörterte Trott offen und kundig die empfindlichste Frage, mit der er befasst war, nämlich das Verhältnis der Alliierten zum Widerstand. Man muss dazu mitdenken, dass Trott schon 1933, besonders intensiv noch zu Kriegsbeginn 1939/40, enge Kontakte in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien geknüpft hatte. Leidenschaftlich warb er in London dafür, den kritischen Offizieren entgegenzukommen und – anders als Winston Churchill – auf einer bedingungslosen Kapitulation zu beharren. Seine Hoffnungen auf territoriale Zugeständnisse an die Deutschen vor allem in Westpolen, aber auch in der Tschechoslowakei empfanden die meisten der wohlwollenden Gesprächspartner auf der Insel als reaktionär und unakzeptabel. Brandt kommentierte das nicht.

Ob es doch noch eine Waffenstillstandspause geben könne, wollte Brandts Gast an diesem Junitag 1944 erörtern. Die Besetzung Deutschlands sei kaum zu vermeiden, weshalb es wenig sinnvoll sei, den Krieg für einen «gerechten» – also ausgehandelten – Frieden fortzusetzen.

Über das ganze Ausmaß der verzweifelten Anstrengungen, buchstäblich in letzter Sekunde das Blatt zu wenden oder doch eine Brücke

aus Anerkennung und Respekt für ein «anderes» Deutschland zu bauen, war Brandt sich nicht im Klaren, wie er einräumte. Von den Kontakten der evangelischen Kirche (darunter der spätere Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier) zu schwedischen Politikern, von Gesprächen zwischen dem Bischof von Chichester im Mai 1942 mit Abgesandten der deutschen Opposition, auch von einer Stippvisite Helmuth von Moltkes im März 1943 in Stockholm erfuhr er erst später. «Ich wusste von alledem wenig», bekannte er.

Man kann es auch anders lesen. In den Exilkreisen sprach sich einiges herum, und Brandt hatte brennendes Interesse an Nachrichten aus der Opposition. Ernst nahm er zunächst einmal alle, die ihren Hauptgegner in Hitler sahen. Immerhin hat er nach eigener Schilderung im Winter 1942/43 zunächst über einen deutschen Geschäftsmann aus Oslo, der zu seinem Freundeskreis gehörte, dann von einem deutschen Offizier<sup>3</sup> von einer Koalition unterschiedlicher antinazistischer Gruppen erfahren. Sie hatten sich darauf eingestellt, nach der – «wie immer sich vollziehenden» – Entmachtung Hitlers die Verantwortung übernehmen zu können. Seine eigenen Worte, «wie immer sich vollziehend», erläuterte er damit, es ranke sich nämlich eine Legende um den 20. Juli, «dass alle im Zusammenhang damit verfolgten und vernichteten Oppositionellen sich auf die Tötung Hitlers verständigt hätten».<sup>4</sup>

Ihn störte aber nicht das Heterogene dieser Opposition. Offen bekannte er, sich auch selbst falsche Vorstellungen von einem möglichen Ende der Herrschaft Hitlers gemacht zu haben. Noch im April 1944 prophezeite er einem amerikanischen Journalisten, John Scott von *Time* und *Life*, vieles spreche für die «Erhebung breiter Volksschichten», zumal eine Niederlage zu erwarten sei. Unbeirrbar optimistisch, knüpfte er daran die Hoffnung, die Chancen für eine einheitliche Arbeiterbewegung «mitradikal-demokratisch-sozialistischer Orientierung» seien gestiegen. Auch die Idee von einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, die er aus Lübeck mitgebracht hatte, schleppte er damals noch unverändert mit sich. Der Glaube versetzt Berge, der Satz gilt auch für den jungen Brandt. Ganz im Wolkenkuckucksheim lebten er und die Freunde darum gleichwohl nicht, im Freundeskreis machten sich die Exilanten durchaus praktische Gedanken, vor allem

wie man Dogmenstreitigkeiten untereinander künftig vermeiden könne, da existenzielle Fragen drängten – eine Hungersnot drohte, und dringend musste für normale Beschäftigung gesorgt werden.

Den gut vernetzten Landsmann benötigte Trott vor allem als Brückenbauer, der zu einem Gespräch mit Alexandra Kollontai verhelfen könnte, der einflussreichen sowjetischen Gesandtin. Bei ihr wollte er vermutlich sondieren, wie die Sowjets auf einen Umsturz in Berlin reagieren würden. Auch hier stand also wieder die Frage der Widerständler im Zentrum, ob in letzter Sekunde noch ein ausgehandelter Frieden denkbar sei. Zu dem Gespräch mit der Moskauer Diplomatin kam es nicht, Trott zuckte plötzlich zurück. Brandt nahm an, über einen Vertrauten in der deutschen Gesandtschaft sei er vorgewarnt worden, seine Kontakte mit sowjetischen Diplomaten könnten durchsickern.

«Madame Kollontai», wie Brandt sie titulierte – sichtlich voller Respekt vor der eigenwilligen und ungewöhnlich emanzipierten Dame, mit schönem Gesicht und neugierigen Augen, wie er ausdrücklich festhielt –, Generalstochter, radikale Sozialistin, Schriftstellerin, war 1930 von der Parteileitung in Moskau auf den Posten der Missionschefin in Stockholm abgeschoben worden. Wie eng seine eigenen Verbindungen zu den sowjetischen Diplomaten in Stockholm waren, gab er nicht offen zu erkennen. Alexandra Kollontai jedenfalls, die ihn sichtlich beeindruckte und der er ein realistisches Urteil auch über das deutsch-russische Verhältnis zutraute, traf er nur ein einziges Mal: Ende 1944 fand diese Begegnung statt bei einem sowjetischen Jahresempfang, journalistische Gesprächsmöglichkeiten nach dieser Seite seien ansonsten «spärlich» gewesen, wie er sich entsann.

Nicht sonderlich beeindruckt zeigte sein Besucher sich vor allem von dem, was Brandt und seine Freunde in einer Broschüre zur Nachkriegspolitik aufgeschrieben hatten. «Wir lebten ja nicht nur in unterschiedlichen Erfahrungswelten», notierte er nüchtern in den Memoiren, «sondern auch mit stark voneinander abweichenden Arbeitshypothesen – keine von beiden sollte durch die Entwicklung bestätigt werden.»<sup>5</sup>

Offenbar meinte er einerseits seine fixe Idee, zu guter Letzt werde

es zu einer Art Arbeiterrevolution von links kommen, und andererseits Trotts Strohalm, an den dieser sich klammerte – wenn den Offizieren erst einmal ein Coup gegen Hitler gelungen sei, würde sich dann schon erweisen, dass die schweigende Mehrheit auf ihrer Seite stehe. Beide irrten, beide schätzten die Deutschen falsch ein oder klammerten sich zu lange an wilde Hoffnungen.

Schon weil Deutschland in der Mitte Europas liege, lautete Adam von Trotts Argument, könne es sich nicht ausschließlich mit dem Westen und gegen Russland verständigen. Willy Brandt zeigte sich fest überzeugt, dass die geplante Mitteilung an die Moskauer Führung – über Alexandra Kollontai – mit Julius Leber konzertiert gewesen sei, vermutlich auch mit Stauffenberg. Unverzüglich, hatte Trott ihm erklärt, solle ein hoher Beamter der neuen deutschen Regierung Gespräche mit der sowjetischen Regierung suchen. Damals wusste Brandt nicht, dass der letzte deutsche Botschafter des Regimes (seit 1934), Graf Friedrich-Werner von der Schulenburg, im Auswärtigen Amt längst kaltgestellt, im Jahr 1943 einen Gesprächsauftrag in die Sowjetunion hatte übermitteln sollen; genauer, er sollte mit Stalin über einen Sonderfriedensvertrag sprechen.

Sehr lebhaft hatte sich Willy Brandt beim Schreiben offenbar in diese Tage in Oslo zurückversetzt. Ohnehin lebte er mehr mit der Vergangenheit, als er im Alltag zu erkennen gab. So erinnerte er auch ausdrücklich an die Rolle, die Theodor Steltzer seit exakt diesen Monaten für ihn spielte. Steltzer, der in Exilantenkreisen großen Respekt genoss, war als Offizier nach Norwegen zu Generaloberst Falkenhorst abkommandiert. Verständnisvoll schilderte Brandt, Steltzer habe gute Gründe ins Feld geführt, weshalb er eine einseitige Westorientierung einer neuen deutschen Regierung reserviert betrachten würde: Russland zählte der Diplomat eindeutig zu Europa, und daher war er auch überzeugt, dieses Land – das Hitler 1941 hatte erobern und unterwerfen wollen – werde sich als unentbehrlich bei einer Neuordnung des Kontinents erweisen. Er zählte zu den strengen Christen im Kreisauer Kreis, der auch an eine christliche Renaissance Russlands glaubte, und zu jener Fraktion im Widerstand, die den Tyrannenmord nicht mit ihrem Gewissen und ihrer Religion vereinbaren konnten.



Auch wenn Theodor Steltzer anders urteilte als er über die Frage der Westorientierung, er nahm ihn gleichwohl ernst, ihm hatte er sogar zu verdanken, im Winter 1943/44 wieder mit Julius Leber in Kontakt gekommen zu sein. Mitte Januar 1945 wurde er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, nachdem sein Name auf einer Liste von Goerdeler gefunden wurde, er überlebte jedoch glücklich mit Hilfe von Freunden. Wenig später schon gehörte der unermüdlich engagierte Demokrat zu den ersten Mitbegründern der CDU und übernahm das Amt des Ministerpräsidenten in Kiel. Der Respekt, den Brandt ihm zollte, spiegelt exemplarisch wider, nach welchem Koordinatensystem er in den ersten Jahren nach dem Krieg Politiker beurteilte, wie wenig parteipolitisch er verfuhr und an welche gemeinsame Basis für ein «anderes Deutschland» die einstigen Hitler-Gegner dachten – eine geistige Koalition mit großer politischer Bandbreite, die dennoch eine Minderheit blieb.

Sparsam, aber liebevoll skizzierte der Autor am Ende dieses Kapitels den Mann, von dem er sich 1933 losgesagt hatte und den er 1943/44 für sich wiederentdeckte: Julius Leber. Seine Leidensgeschichte, Jahre im Gefängnis und in Lagern, zuletzt ein mühseliger Alltag für das Ehepaar in Berlin, dann die Ermordung im KZ, das alles rückt Brandts frühes Aufbäumen gegen seinen Lübecker Chefredakteur in ein anderes Licht. Mit seinem Leben hatte Leber Brandts Urteil über die zu brave, zu angepasste und zu kompromissbereite SPD des Jahres 1933 widerlegt. Willy Brandt machte auch keine Anstalten, das etwa zu leugnen. Früh suchte Leber zu Moltke und anderen Kreisauern Kontakt, Ende 1943 lernte er Stauffenberg kennen, zu seinen Vertrauten zählte ohnehin die sozialdemokratische Elite, deren Namen Brandt sorgsam auflistete: Carlo Mierendorff, Adolf Reichwein, Hermann Maaß, Theodor Haubach, Wilhelm Leuschner und Gustav Dahrendorf. Man liest die honorige Namensliste und spürt noch heute: So sah Brandts Welt aus, diesen Weggefährten und Zeitgenossen wollte er ein kleines Denkmal setzen; und jener Julius Leber, von dem er sich als Gymnasiast so altklug emanzipieren wollte, wurde ihm in der Erinnerung erst recht zum leuchtenden Beispiel für einen aufrechten Gang.

Um der Zeit für einen Moment weit voranzueilen: Der Fall



*Julius Leber als Angeklagter vor dem Volksgerichtshof. Seine Verhaftung spornte Stauffenberg an, die Attentatspläne zu forcieren. Von dem «braven» Sozialdemokraten Leber, dem väterlichen Freund in Lübeck, sagt der Abiturient sich 1933 los, 1943/44 entdeckt er ihn wieder für sich: Mehr Mut als die meisten habe er bewiesen in der Opposition gegen Hitler, und Recht hatte er mit seiner Warnung vor einer Zersplitterung der Linken. (Aufnahme Oktober 1944)*

«Leber» ließ ihn nicht mehr los. In seiner Rede zum 100. Geburtstag von Julius Leber am 15. November 1991,<sup>6</sup> ein knappes Jahr vor seinem Tod, griff Brandt auf Alan Bullock zurück, den Historiker aus Oxford, der gerade eine Untersuchung über *Hitler und Stalin – Parallele Leben* veröffentlicht hatte. Zu bedenken gab Bullock darin, der Begriff «deutscher Widerstand» könne den Eindruck erwecken, es habe sich um eine «organisierte Bewegung» gehandelt, während man es doch nur mit einer kleinen, lose verbundenen Gruppe fluktuierender Mitglieder zu tun hatte, ohne gemeinsame Organisation und Programm, «abgesehen von der Gegnerschaft zum NS-Regime». Ziemlich exakt entsprach das der britischen Sicht auf die deutsche Opposition. Lakonisch kommentierte Brandt: «Immerhin! – würde

*ich da gern hinzufügen und fragen wollen, ob es damals überhaupt ein wichtigeres «Programm» geben konnte als den Sturz des hirnrissigen Terrorregimes und das Ende des völkerfressenden Krieges. Gewiss war 1944 unendlich vieles schon nicht mehr zu retten. Aber eine Menge hätte, wäre der Krieg in jenem Sommer zu Ende gegangen, doch noch bewahrt werden können – man braucht sich nur vor Augen zu halten, welches Ausmaß an Opfern und Zerstörungen sich auf das Dreivierteljahr vor dem Mai (19)45 konzentrierte. Europa und Deutschland hätten so tief nicht zu fallen brauchen. Die zeitweilige Besetzung war schon nicht mehr abzuwenden, da machten sich – im Unterschied zu anderen – weder Graf Stauffenberg noch Julius Leber etwas vor ... aber die Tiefe der Spaltung (Deutschlands und Europas), das Ausmaß der Vertreibungen und – nicht zuletzt – die Ausdehnung groß-stalinscher Macht bis an die Elbe – das alles musste nicht notwendig so kommen, wie es kam. Sogar die Chance, dass deutscher Selbstreinigung angemessener Raum bliebe, war noch nicht verspielt.»*

Mit spürbarer Sympathie zeichnete er als betagter Autor das Bild Lebers. Innerlich versöhnt mit ihm hatte er sich längst. Auch ihm habe eine Art «neuer Volksfront» vorgeschwebt, hob er hervor. Um eine soziale Erneuerung sei es Leber gegangen, die vor dem Grund- und Kapitalbesitz nicht haltmachen dürfe. Eine der beiden großen Parteien, die er sich für das erwünschte Zweiparteiensystem vorstellte, stellten die Sozialdemokraten dar. Eine kommunistische Partei dürfe es nicht geben, meinte er. Gehindert hatte ihn das aber nicht daran, im Frühsommer 1944 – in Absprache mit Stauffenberg – mit führenden KPD-Leuten in Berlin Kontakt aufzunehmen. Das Treffen wurde verraten, Leber verhaftet. Claus von Stauffenberg nahm das als Ansporn, das seit längerem geplante Attentat jetzt auf jeden Fall zu wagen.<sup>7</sup> Beide scheiterten, Stauffenberg wie Leber, beide büßten ihren Mut mit dem Leben. Beiden zollte Brandt uneingeschränkt Respekt.

Ohne zurückzublenden auf sein Verständnis davon, wer «Opfer» war und wer aus seiner Sicht «Widerstand» leistete, wird man Brandts Haltung schwerlich verstehen können. Es gebe nun einmal sehr unterschiedliche Grenzen dessen, was Menschen ertragen, lau-

tete sein Credo, das er an dieser Stelle gern wiederholte. Nie habe er sich deshalb daran beteiligen wollen, «jemand zu kritisieren, weil seine Widerstandskraft rascher als die anderer gebrochen wurde». Er habe verstehen können, versicherte er, wenn jemand in der Illegalität es ganz aufs Überleben anlegte.<sup>8</sup>

Andererseits: Herzenssache war ihm die Bemerkung schon, dass sich jedenfalls die deutschen Sozialdemokraten nicht durch «arrogante und verlogene Belehrungen» beleidigen lassen müssten, wie sie sich unter Hitler hätten verhalten sollen. Seine kleine Geschichte des Widerstands begann er daher mit einer Erinnerung daran, dass nach dem Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 etwa 3000 sozialdemokratische Funktionäre in die Gefängnisse wanderten oder in SA-Kellern misshandelt wurden. Einer noch größeren Zahl von Kommunisten widerfuhr es ebenso. Im Sommer 1933 wurden etwa 50 000 Hitlergegner in «Schutzhaft» genommen, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges saßen über 100 000 politische Gefangene in Gefängnissen und Konzentrationslagern. 200 000 Hitler-Gegner wurden während des Krieges inhaftiert. 25 000 zum Tode Verurteilte zwischen 1933 und 1945, 5765 hingerichtete politische Häftlinge allein im Jahr 1944 (die Opfer in den KZs nicht mitgerechnet), Willy Brandt war als Autor bemüht, an Hand der Opferzahlen klarzumachen, wie dieses Deutschland beschaffen war, an das er glaubte und das dazu beitrug, ihn an Hitler und den Nationalsozialisten nicht vollends verzweifeln zu lassen.

Sein Rehabilitierungsversuch gegen die verbreiteten Ressentiments, die ihm geläufig waren, galt also allen, von den Kommunisten bis zu Stauffenberg, Brandt pickte keinen gesondert heraus. Ausdrücklich zur Wehr setzen wollte er sich nur gegen einen Monopolanspruch auf den wahren, richtigen Widerstand und seine Opfer von kommunistischer Seite, wie ihn allein der andere deutsche Staat, die DDR, anmelde. Dass manche Sozialdemokraten, die gegen Hitler gekämpft hatten, auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs allerdings in Gefängnissen landeten oder nach Sibirien geschickt wurden, also das Lager zweimal von innen kennenlernten, vor 1945 und danach, das wollte er ausdrücklich nicht verzeihen. Wer den 20. Juli

ernst nimmt, hieß das, und er nahm ihn ernst, solle auch alle anderen Formen und Motive der Hitler-Gegnerschaft anerkennen – verfolgte Katholiken, bekennende Protestanten, die vielen mutigen Zweige der Arbeiterbewegung. Eine «Einheit im Leiden» erkannte er darin, die stärker gewesen sei als alle ideologischen Schranken.

Tatsächlich machte auch die Protestgeneration Ende der sechziger Jahre den Widerstand nicht zu ihrem Thema, weder den der Arbeiterbewegung noch den der Offiziere des 20. Juli, schon gar nicht von beidem zusammen. Diese Generation zelebrierte gern ihren «Antifaschismus», enttäuscht über das Schweigen der Eltern, rief auf zur Unterstützung der Guerilla in Südamerika oder kritisierte ersatzweise die Vereinigten Staaten wegen des Vietnamkrieges. Wegen seines «ersten Lebens» im Exil und als Hitler-Gegner erwarb Willy Brandt bei dieser Generation im Laufe der Zeit Sympathien, während weite Teile der Elterngeneration ihm gerade diese Etappe seines Lebens verübelten. An die Spitze der Protestgeneration mit ihren Fragen an die Eltern wollte er sich nicht stellen. Geschehen ließ er es zwar, dass sich Schriftsteller, Journalisten, Intellektuelle und die «68er» zunehmend deutlicher auf ihn als Kronzeugen beriefen, auf den «anderen Deutschen», aber selbst schwieg er in aller Regel dazu. Vermeiden wollte er unter allen Umständen einen Kulturkrieg zwischen den Generationen.

1955 Brandt blieb sich treu. In der Gedenkstätte Berlin-Plötzensee erinnerte er, damals Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses (Nachfolger Otto Suhrs wurde er 1957), an den 20. Juli 1944, ohne auf die Osloer Begegnung mit Adam von Trott zurückzugreifen. Souverän ignorierte er in seiner Rede vom 19. Juli 1955 sämtliche Klischees, die auch die Linke (die Rechte noch kategorischer) vom Offizierswiderstand und von den «Junkern» aus Ostpreußen pflegte. Sehr grundsätzlich verteidigte er den «Versuch der befreienden Tat» des 20. Juli. Mehr noch, er betrachtete den Offizierswiderstand und den Attentatsversuch Stauffenbergs ausdrücklich als «Höhepunkt», in dem der Widerstand all jener Hunderttausende mündete, die Folterkeller und Konzentrationslager kennengelernt hatten, oder der Zehntausende, die für ihre Überzeugung gestorben waren. Niemand habe das Recht, Einsatz und Überzeugungstreue der «zumeist ein-

fachen Menschen» für das andere Deutschland zu verkleinern. Niemand solle sich zum Richter aufwerfen über denjenigen, den Gefahr oder Gewissen außer Landes trieb. Persönlicher wurde er nicht. Willy Brandt verbeugte sich vor den Attentätern auf eine Weise, wie sie in den fünfziger Jahren nicht viele wagten: Niemand solle sich anmaßen, den Maßstab mäkelnder Besserwisserei anzulegen, so Brandt, wenn es sich um ein nationales und geschichtliches Ereignis wie das des 20. Juli handelt.

Vielleicht fiel es ihm leichter, gleichsam stellvertretend den «Aufstand des Gewissens» – gemeint war damit jener der Offiziere – dezidiert zu verteidigen als die Opposition gegen Hitler von links? Er wusste, als er das freimütige Bekenntnis zum 20. Juli ablegte, auch in der SPD herrschte in Sachen Widerstand und Exil keineswegs Konsens. Viele Sozialdemokraten hatten den Krieg in Uniform erlebt wie Helmut Schmidt. An der Spitze von Partei und Fraktion standen zwar Heimkehrer aus dem Exil oder aus Konzentrationslagern, aber das Gros wehrte sich gegen kollektive Verdächtigungen – die Debatte über die Vergangenheit stand auch der Oppositionspartei noch bevor.<sup>9</sup> Ähnlich wie Theodor Heuss sich 1952 sehr grundsätzlich gegen die «Versudelung» des Andenkens an den 20. Juli wandte,<sup>10</sup> wehrte er sich dagegen, dass eine «Front des schlechten Gewissens» und angeblich «mangelnder Mut zur Konsequenz» bisher eine würdige Deutung erschwerten. Man müsse den Widerstand loslösen von «Rechthaberei und falscher Anklage».

Kaum verschlüsselt ging es bei diesem Plädoyer auch um ihn: Er kam der Mehrheit – selbst bei dieser Gelegenheit, gerade bei dieser Gelegenheit – noch einen Schritt entgegen, keiner dürfe sich ausnehmen, so Brandt, wenn von der Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens die Rede sei. Wir werden nicht als «gut oder böse geboren». Und wir dürfen nicht selbstgerecht, so seine häufig wiederholte Formel, den Stab über andere brechen. Behutsamer, vorsichtiger konnte man kaum formulieren. Willy Brandt argumentierte, als bewege er sich auf sehr dünnem Eis.

Heute lese ich es so, also habe Brandt sich in den fünfziger Jahren allmählich hineingetastet und hineingeredet in die junge Bundes-

republik, in der er politisch Einfluss nehmen wollte. Immer auf der Hut, antizipierte er augenscheinlich realistisch viel von dem, was ihn erwartete. Ganz traute er der Mehrheit noch nicht, jemanden wie ihn willkommen zu heißen. Niemandem wollte er deshalb Vorwürfe machen, niemanden aufschrecken, niemanden gegen sich aufbringen.

War es Opportunismus? Mit dem Vorwurf würde man es sich zu leicht machen. Er verbog sich nicht, er schrieb nichts, was er nicht auch so meinte, aber er neigte dazu, die Wogen zu glätten so früh wie möglich. Den Attentätern des 20. Juli bescheinigte er, über herkömmliche Maßstäbe und Opportunitäten des Tages hinaus «zum Letzten durchgestoßen» zu sein, zu den «eentlichen» Werten. Nahtlos ordnete er sie sogar ein in die «Geschichte deutscher Freiheitskämpfe» zwischen 1933 und 1945. Denen, die ein Recht zum Handeln bezweifelten («Verrat»), hielt Brandt kategorisch entgegen, es habe sich um eine Pflicht zum Handeln gedreht. Keine Wertungen, keine Differenzen, keine Widersprüche zwischen Widerständlern wollte er gelten lassen in dieser «breiten nationalen Einheitsfront», so hatte er es während der Nazi-Jahre auch schon gehalten.

Gleichwertig standen alle Oppositionellen für ihn nebeneinander, weil sie «Anti-Nazis» waren. Um ein «nationales Aufbegehren» handelte es sich nach seiner Auffassung. Dann reflektierte er, und es lohnt sich, den Passus genau zu lesen: *«Es wäre uns nicht schlecht bekommen, hätten wir in die deutsche Gegenwart mehr als es geschehen ist, herüberzuretten vermocht von der Radikalität des Wollens, von dem ungestümen Drang zur Erneuerung, der die berufenen Exponenten des Widerstandes beseelte ... Es würde uns auch heute noch nicht schlecht bekommen, wenn wir uns bemühten, mehr von dem Geist des Widerstandes und des 20. Juli in uns aufzunehmen und durch unsere Arbeit Gestalt annehmen zu lassen.»*<sup>11</sup> Zu solchen Bekenntnissen rang er sich äußerst selten durch.

Das Proletarierkind Brandt ging damit fast ebenso weit wie der Bürger Heuss, der den Offizierswiderstand nicht nur verteidigte gegen seine Verächter, sondern der auch laut darüber nachdachte, ob das «andere Deutschland» als geistige Grundlage der Bundesrepublik hätte dienen können. Verleumdern und Ehrabschneidern müsse man «den Mund stopfen», formulierte er ungewohnt harsch – har-

scher als gegen Kritiker in eigener Sache. Als löbliche Ausnahme erwähnte der Redner die Art, wie die Bundeswehr wenige Monate zuvor, am 5. Mai 1955, ins Leben gerufen und auf das Leitbild des «Staatsbürgers in Uniform» verpflichtet wurde.

«Allenfalls als Zaungäste», monierte Willy Brandt im Jahr 1984 in einem Aufsatz für die *Tribüne*,<sup>12</sup> hätten diejenigen ertragen werden sollen, «die in Wahrheit historisch ins Zentrum gehörten». Ungewöhnlich deutlich, ja bitter für seine Verhältnisse sprach er gar von einer «teuflischen Verkehrung von außen und innen». Und, noch ungewöhnlicher, ausdrücklich schloss er sich mit ein. Viele «von uns» sind 1945 und später zurückgekehrt und haben bisweilen Einfluss auf den Gang der Dinge nehmen können – «Gott sei Dank» –, aber erobern mussten sie sich diesen Einfluss allemal, nicht selten gegen «infamen Widerstand». Persönliche Tragik, von den «Braunen» ins Werk gesetzt, wurde so potenziert, daran lasse sich jetzt nichts mehr ändern.<sup>13</sup>

Die Wahrheit über das Nazi-Regime, argumentierte er in diesem Aufsatz, konnte man vorher wissen. Aus ihren Plänen hatten sie keinen Hehl gemacht. Selbst der Wahnsinn der Vernichtung der Juden war angekündigt worden. Viele wussten, was kommen würde. Ein Teil von denen, «die es nicht ablehnten das zu wissen», wie er formulierte, konnte und wollte noch ins Ausland fliehen, um wenigstens das eigene Leben zu retten. Diejenigen, die wussten und warnten und außer Landes gingen, hätten neben den im Reich überlebenden entschiedenen Nazigegegnern «die ersten legitimen Bürger eines kathartisch gereinigten Nach-Nazi-Deutschland sein müssen – symbolisch für die Opfer, zumal für die, die ihre Feindschaft gegen die Hitlerei überlebt hatten».<sup>14</sup>

Derart pointiert wie bei diesen zuletzt genannten Gelegenheiten hatte Brandt wohl auch selten zuvor über eine andere Begründung der Bundesrepublik nachgedacht. Oder besser, so hatte er es nicht öffentlich formuliert. Und so, muss man ergänzen, hat er es auch nicht wiederholt. Für ein anderes Bild von sich selbst hatte er sich entschieden, das er bieten und an dem er «um jeden Preis» festhalten wollte, wie sein Sohn Lars formulierte. Und selbst jetzt wählte er



kein großes Forum, sondern nutzte nur die Gelegenheit in einem Zeitschriften-Aufsatz, als handele es sich um eine bloße Randfrage.

Willy Brandt: Bonn ist nicht nur nicht Weimar,<sup>15</sup> es ist fast ein Land geworden wie irgendeines in Europa. Fast! Sein «fast» resultiere aus der Schuld, die mit dem Namen unseres Landes untrennbar verbunden bleibe. Wenn wir so weit gekommen sind in bald vierzig Jahren, *«wäre es nicht zuletzt das Verdienst jener Frauen und Männer aus Widerstand und Exil, die dafür sorgten, dass Deutschland nie ganz und gar mit dem Nazismus identifiziert werden konnte»*. Auch wenn sich die junge Bundesrepublik darauf nicht ausdrücklich berief, ohne diese Tradition wäre sie so, wie sie ist, nicht möglich geworden. Ob man das, was sie zu geben hatten, «nicht umfassender hätte annehmen müssen, ob man ihnen dafür den rechten Dank zu sagen wusste, möchte ich allerdings offen lassen».<sup>16</sup>

Brandt weiter: Die Nazis gaben vor, gegen «Undeutsches» ins Feld zu ziehen, hatten aber selbst keinen Begriff von Deutschland. Daher gab es keine erste, harmlose oder gar idealistische Periode Nazi-Deutschlands. Aber wird das vierzig Jahre danach unumwunden anerkannt? Gehen die Zeiten wirklich zu Ende, in denen «der Altnazi immerhin als Patriot galt», wohingegen der ins Exil Verdammte «mit dem Odium des Landesverrats versehen wurde?» Denjenigen, antwortete er geradeheraus, fast zornig, die ihr Leben retten mussten, heimlich bei Nacht und Nebel, sei daraus auch noch ein Strick gedreht worden. *«Wer so verschwindet, hat wohl etwas zu verbergen, raunten brave Bürger und störten sich auch nicht daran, wenn ihre jüdischen Nachbarn abgeholt wurden. Wohin? Wer weiß ... Hauptsache, es ging amtlich zu.»*

Als er das niederschrieb, 1984, war Brandt bereits 71 Jahre alt. In der Regel verwehrte er strikt solche Einblicke ins eigene Seelenleben. Für einen Moment sah man, noch immer laborierte er an der Frage herum, die sich zu einer Lebensfrage auswuchs – weil sich das Bild von den Hitler-Gegnern, der Umgang mit den Exilanten von einst, das Verhältnis zur deutschen Vergangenheit nur quälend langsam veränderte. Da er schon einmal beim Abrechnen war, wird denn die Literatur des Exils überhaupt zur Kenntnis genommen? Vielleicht Berühmt-

heiten wie Thomas und Heinrich Mann ... Jedenfalls bezweifelte er, allgemein sei bekannt, dass Thomas Mann ins Exil ging, um seine «geistige Persönlichkeit zu retten», oder die Deutschen hätten zur Kenntnis genommen, welche Mahnungen der Schriftsteller, mit dem sich die Deutschen gerne schmückten – als dezidierter Antifaschist –, in über fünfzig BBC-Radioansprachen an die «deutschen Hörer» richtete. Vielleicht wird es jetzt verstanden? Besser spät als gar nicht. Oder Heinrich Mann, der Bruder: Schon mit seinem *Untertan*, vor dem Ersten Weltkrieg entstanden, hat er es sich mit den «deutschen Spießern» verscherzt. Und lange dauerte es, bis seine Bücher auf den Bücherborden auftauchten. Professor Alfred Kantorowicz, vergaß Brandt nicht zu erwähnen, der ein Großteil seines Werkes dem Studium von Heinrich Mann widmete, auch er im Exil, wurde kein Lehrstuhl in seiner Heimat angeboten ... Er war beim Großreinemachen, ausnahmsweise. Was ihm auf der Seele lag, musste heraus.

Wenn er von seinem Büro in Bonn zu einem Restaurant in der Nähe fahre, fügte Brandt noch hinzu, passiere er zunächst die Walter-Flex-Straße und dann die Hindenburgallee. «Wo sind eigentlich die Mühsamalleen, die Heinrich-Mann-Plätze?» Erich Mühsam, hieß es kürzlich im Fernsehen, sei vor fünfzig Jahren gestorben. Brandt: «Wo? In seinem Bett, an Altersschwäche, der gerade 56-jährige?» Warum wird nicht erwähnt, wollte er wissen, dass er im KZ Oranienburg zuerst gefoltert, dann ermordet wurde?

Schließlich nutzte Brandt auch die Gelegenheit, um Einspruch einzulegen gegen die Gewohnheit, mit dem Begriff «Volksfront» Ressentiments zu schüren und die Ehre von Überlebenden in Frage zu stellen. In Frankreich und Spanien sei sie als «antifaschistisches Notbündnis» entstanden. Die Westmächte haben sich immerhin mit der Sowjetunion liiert, um Hitler niederzuringen, warum dann dagegen «anschwadronieren»? Ehrenrührig ist nicht das gewesen, was einen Zirkel von Persönlichkeiten 1936 im Pariser Hotel «Lutetia» dazu trieb, sich unter Heinrich Manns Vorsitz zusammenzufinden. Ein Bündnis schmieden wollten sie dort zwischen aufgeklärten Kräften des Bürgertums und Repräsentanten der Arbeiterpartei. Anständigkeit war nicht das Problem, verteidigte Brandt diesen Versuch, die Schwäche lag woanders – «es fehlte der Front das Volk».

Der Verfasser wusste, wovon er spricht: An Sitzungen der Volksfront mit Heinrich Mann hatte er verschiedentlich teilgenommen während seiner Paris-Besuche. Dass ihrer beider Heimatstadt, Lübeck, von ihrem Sohn Heinrich Mann wegen seiner «Volksfront»-Aktivitäten nichts wissen wollte, empfand er als besonders engstirnig und bedrückend. Überrascht freilich dürfte es ihn nicht haben. Von den drei Vorsitzenden der SPD nach 1945 saß einer, Kurt Schumacher, im KZ, Erich Ollenhauer und er hatten lange Exiljahre hinter sich. An Versuchen, auch ihn zu schmähen, fehlte es nicht. Wie immer man zu dem Verfasser dieser Zeilen stehe, notierte Brandt, für unser Land sei es wichtig gewesen, dass die Kräfte des Widerstands und des Exils nicht kapitulierten. Aus seiner Sicht musste das Priorität haben, nicht die kleinliche Frage, ob deutsche Emigranten die Volksfront hätten unterstützen dürfen, also mit Kommunisten paktierten. Als Berliner Politiker bediente er sich durchaus der gängigen Kalte-Kriegs-Rhetorik, aber auch im Nachhinein wollte er deshalb seine Haltung aus den dreißiger Jahren nicht korrigieren.

Nicht mehr als gleiche Rechte zwischen denen reklamierte er, «die nicht die Kraft fanden, sich gegen die Nazis zu stellen», und anderen, die das Land verließen. Widersinnig allerdings wäre es, das musste gesagt werden, nachträglich eine Pflicht zum Hierbleiben postulieren zu wollen. Gemünzt war diese Bemerkung auf Franz Josef Strauß. Bei ihm ließ er die übliche Vorsicht fallen. «Pseudobieder» nannte er dessen Aufforderung zu berichten, was er draußen gemacht hätte, mit dem scheinheiligen, zynischen Zusatz, «wir wissen, was wir getan haben». Mit seinem «Pokerspiel» habe Strauß 1961 vielleicht die Entwicklung des Landes behindert, aufhalten werde er sie nicht. Eine aufgeklärtere Öffentlichkeit würde heute vielleicht entgegnen: «Bitte schön, die Debatte können Sie haben.»

Nur, das sah er so im Jahr 1984, im Jahr von Brandts erster Kandidatur für das Kanzleramt bekam Strauß diese Debatte nicht. Gar zu überrascht (und verletzt) muss Brandt seinerzeit über die Direktheit solcher Angriffe gewesen sein. Jetzt erst, 1984, grübelte er ausführlicher über Schicksalsgefährten, die Strauß' Verdächtigungen ja auch trafen – was haben sie wohl gemacht, dachte Brandt laut vor sich hin, alle die Geflohenen, Heinrich Brüning, Rudolf Hilferding,

Joseph Wirth, Rudolf Breitscheid, Arnold Schönberg, Martin Buber, Walter Gropius, Ernst Cassirer, Wassily Kandinsky, Max Beckmann, Kurt Weill, Sigmund oder Anna Freud? Was haben die 300 000 deutschen Juden gemacht, die aus Nazi-Deutschland flohen? Hätten Lion Feuchtwanger und Ernst Reuter, Bert Brecht und Oskar Maria Graf hierbleiben sollen? Willy Brandt: «Sie wären umgebracht worden.» Und weiter: «*Wussten die, sie sich über ihr Fortgehen empörten, eigentlich, was sie befürworteten? Ich fürchte gar, sie wussten es.*»

So zeigte er sich selten. Er bebte.

Jetzt erst holte Brandt endgültig als Autor jene Debatte nach, die er seinerzeit nicht riskierte. Jedenfalls redete er sich viel von der Seele. Aber es war spät. Franz Josef Strauß hatte mittlerweile als Kanzlerkandidat der Unionsparteien mit der Niederlage gegen Helmut Schmidt im Wahljahr 1980 seinen Einfluss verloren, Helmut Kohl endlich das ersehnte Kanzleramt erobert, hütete sich aber wohlweislich, die Ressentiments aus der frühen Republik gegen Exilierte und Remigranten noch einmal aufzuwärmen. Geschichtspolitisch zählte er nicht zu den Avantgardisten, obwohl er auch nicht vergangenheitsblind und gewiss nicht revisionistisch war. Mit ihm ging die Geschichte der Diffamierung der Exilanten tatsächlich langsam zu Ende.

Unterschrieben hätte Helmut Kohl gleichwohl ganz gewiss nicht Brandts Befund, die Bundesrepublik sei «fast ein Land wie irgend eines in Europa, fast». Fast normal so wie andere Länder in Westeuropa? So drückte sich nur der ältere Brandt aus, und auch der nur in Ausnahmefällen. Wenn es so weit gutging mit der Bundesrepublik, argumentierte Brandt, sei das «nicht zuletzt das Verdienst derer, die, zäh gegen alle Widerstände kämpfend, außer Acht ließen, dass sie eigentlich ihren Kampf hätten hinter sich haben sollen.»

Wer Brandt verstehen wollte, verstand ihn. Aber Helmut Kohl klagte mit besonderem Nachdruck die Anerkennung der Bundesrepublik als «normale» europäische Demokratie ein, die nicht mehr das Brandmal des Exzeptionellen mit sich herumschleppt. Das Wörtchen «fast» wollte er am liebsten eigenhändig streichen, das unterschied ihn von Brandt.

Als «eine Art Vater-Sohn-Komplex» sei sein Verhältnis zu Julius Leber beschrieben worden, berichtete Brandt in einer Rede zu dessen 65. Geburtstag. Wenn sein Name mit dem des großen Lübeckers verknüpft wurde, bitte sehr, in dieser Form hatte er nichts dagegen einzuwenden. Widersprechen aber wollte er bei allem Respekt der Vermutung, Leber sei eine Art Vaterersatz für ihn gewesen. Angedichtet worden sei ihm das. Leber und der junge Brandt, Ernst Reuter und der nicht mehr ganz so junge Brandt – nein, er habe sich «nie als junger Mann von irgend jemandem verstanden». Dazu, so Brandt, «war ich vielleicht ein bisschen zu eigen».

Schön gesagt war das. Niemanden wollte er über sich haben. Aber war es die ganze Wahrheit? Man liest es und stutzt noch heute. Mit seinem Autonomiebedürfnis scheint sich die Beobachtung schlicht nicht vertragen zu haben, dass er sich fest an andere Menschen band – selbst wenn er sie ungemein schätzte. Auch Behauptungen wie jene missfielen Brandt, Lebers tragisches Schicksal im KZ habe ihn nach dem Krieg dazu bewogen, Politiker zu werden und sich wieder einbürgern zu lassen. Seine Entscheidung habe mehr mit «Deutschsein» zu tun, erläuterte er fast pathetisch, im Sinne von «Dienst an der Demokratie» in jenem Teil Europas, wo es am nötigsten war. Was er mit «Deutschsein» genauer meinte, wisse er auch nicht genau, wick er allerdings seiner Gesprächspartnerin, der Journalistin Birgit Kraatz, vorsichtshalber aus. Sie erkannte den wunden Punkt und reagierte verduzt. Hier nur so viel: Das kulturelle und geschichtliche Erbe sei für ihn nie zu abstrahieren davon, ob Deutschland ein freies Land sei; und ob sich die vielen entfalten können, erklärte er ihr umständlich. «*Mein Vaterland ist nicht, wo es keine Freiheit gibt. Insofern war es völlig in Ordnung, dass die Nazis mir die Staatsbürgerschaft weggenommen haben. Das war jedenfalls logisch ...*»<sup>17</sup>

Immerhin erwähnte Brandt selber verschiedentlich, Julius Leber sei es gewesen, von dem die Frage ausging, ob er – sein ehemaliger Schützling aus Lübeck – für eine Umsturzregierung zur Verfügung stünde. Berührt habe ihn das, und selbstverständlich habe er zugesagt, berichtete er. Aufgelehnt habe er sich gegen Leber in jugendradikaler Ungeduld, bekannte er in der Geburtstagsrede.<sup>18</sup> Denn in

Lübeck gehörte er zu den linken Kritikern der Partei, wegen der «Betulichkeit der parteioffiziellen Straßenbahnlinie». Brandt weiter: *«Er aber war es, eine herausragende Figur, ganz gewiss. Julius Leber – unser Julius Leber. Sie haben bemerkt, ich zögerte etwas mit der vereinnahmenden Formulierung, sei sie auch noch so wahr und gleichsam selbstverständlich schon auf den ersten Blick. Es wäre in der Tat widersinnig, wollte man darauf verfallen, die Besonderen, Ausgezeichneten, die Besten auszugrenzen, wo sie sich selbst mit Haut und Haaren zugehörig fühlten ... Den, nach eingebürgerten Kriterien eher «rechten» Leber verband, das empfand ich noch während der Nazizeit, viel mehr mit vielen von den sogenannten Linken als mit jenen, an denen er Kraft vermisste.»* Brandt wollte spürbar etwas wiedergutmachen mit solchen Sätzen. Eher reumütig klang es, als er einräumte, er habe sich damals auch nicht von Lebers Reaktion beeinflussen lassen, nämlich ob er «von allen guten Geistern verlassen» sei. Trotz seiner Jugend wisse er doch ein «gutes Buch, einen guten Tropfen und die Gunst eines schönen Mädchens» zu schätzen, sei also durchaus normal. Und doch, ihn als jungen Linkssozialisten habe mit dem älteren Sozialdemokraten vom rechten Flügel mehr verbunden.

Also kein Vaterersatz, wohl aber ein Held seines Lebens? Eine ähnlich verehrungsvolle Rede jedenfalls wie jene vom 16. Januar 1985 in Ahrensburg über den «großen und wirksamen Lehrmeister» hat er wohl selten gehalten. Erst als er den «doktrinären Kinderschuh» entwachsen war, blickte er reumütig zurück, habe er Lebers Größe ermessen und erahnt, welche Gunst er ihm entgegenbrachte, als er ihm im Herbst 1931 einen großen Irrweg abzuschneiden versuchte.<sup>19</sup>

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)